

Katrin Stehle
Passwort in dein Leben



Katrin Stehle wurde 1972 in der Nähe vom Bodensee als älteste von vier Schwestern geboren. Nach dem Sozialpädagogikstudium war sie Schauspielerin bei einem mobilen Kinder-

und Jugendtheater, arbeitete als Krankenhausclown und bei einem Mitmach-Theaterzirkus für Kinder. Bereits als Kind hat sie angefangen, sich Geschichten auszudenken und diese aufzuschreiben. Für ihr Erstlingswerk ›Jule Windsbraut‹ erhielt sie das Literaturstipendium der Stadt München sowie den Staatlichen Förderpreis für Literatur des Freistaates Bayern. Heute lebt sie als freie Autorin in Berlin.

Katrin Stehle

Passwort in dein Leben

Thriller

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Katrin Stehle ist außerdem bei dtv junior lieferbar:
Kalte Augen

Das gesamte lieferbare Programm von dtv junior
und viele andere Informationen finden sich unter
www.dtvjunior.de



Originalausgabe
© 2013 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Ruth Botzenhardt
Lektorat: Dagmar Kalinke
Gesetzt aus der Charlotte 11/14
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71540-9

Prolog

Hab ich dich, denkt er und legt den Kopf in den Nacken. Wenn er die Augen schließt, sieht er lauter kleine Vierecke über sich an der Decke schweben, wie Bildschirme.

Es kommt ihm vor, als hätte er ewig auf genau diesen Augenblick gewartet. Vielleicht sogar sein ganzes Leben lang. Er will ihn auskosten, ganz bewusst wahrnehmen. Es ist der Augenblick seines Triumphs, der, in dem er es ihnen endlich einmal zeigen wird. Der ultimative Beweis dafür, dass ihre Zeit vorbei ist. Jahrelang haben sie ihn nicht erkannt, ihn missachtet. Sogar sie. Ausgerechnet sie.

Er merkt, dass er die Fäuste geballt hat, dass sich seine Fingernägel tief in das Fleisch gegraben haben. Wut. Aber Wut kann dazu führen, Fehler zu machen.

Er löst die Fäuste, streckt die Finger. Atmen. Er wird keine Fehler machen. Keinen einzigen. Er hat sie alle in der Hand.

Virtuelles Zeitalter. Ein Begriff nur und doch so viel mehr. Eine Chance für die Klugen, die technisch Versierten, den Status zu erhalten, der ihnen längst

zusteht. Sie sollen endlich begreifen, dass die Welt nicht mehr ihnen gehört, dass ihre Methoden veraltet sind. Sie können Menschen wie ihn noch immer nicht auf ihre Partys einladen oder zu sprechen aufhören, wenn er näher kommt. Aber er ist längst dabei, immer anwesend. Und sie merken es nicht einmal. Keines ihrer Netzwerke gehört ihnen. Sie fühlen sich unter sich mit ihren Freundeslisten, wo sie alles preisgeben. Darum kennt er die meisten ihrer Schritte. Und ihre Gedanken. Anfangs war er enttäuscht, musste sich überwinden, dieses banale Zeug überhaupt zu lesen. *Zehn Uhr – Cappuccino mit Laura im Schreier. Becky, ich liebe dich! Beste Freundinnen für immer! Müde, gehe gleich ins Bett *gähnt*.*

Natürlich hat er immer gewusst, dass sie oberflächlich sind und so viel dümmer als er. Wenn einer einen IQ von 80 hat, gilt er als geistig behindert. 100 ist angeblich normal. Er hat einen von 150. Also unterscheidet er sich viel mehr von einem Durchschnittsmenschen als dieser sich von einem Behinderten. Zumindest kam der dämliche Kinderpsychologe, zu dem ihn seine Mutter geschickt hat, bei einem Test zu diesem Ergebnis. Nach zehn Minuten hatte er raus, wie der Mann tickte, und dabei war er damals erst acht Jahre alt. Ein halbes Jahr lang machte es ihm Spaß diesen Menschen an der Nase herumzuführen. Danach hat er sich eine Weile mit dem Knacken solcher Tests beschäftigt. Er ist sich

sicher, dass er heute ein noch viel besseres Ergebnis erreichen könnte. Aber so was ist langweiliger Kinderkram.

Er hat sich angewöhnt, die Statusmeldungen von einigen Schlüsselpersonen zu studieren, und wirklich, es hat nicht lange gedauert, bis er heraushatte, dass diese einiges wert sind, dass er so die Gewohnheiten der Leute gut kennenlernt. Manchmal macht er sich einen Spaß daraus, vorab zu raten, was er gleich in den jeweiligen Profilen finden wird ...

Aber er schweift ab. Unnötige Ablenkung von seinem Moment des Triumphes, der, mit dem alles beginnen wird, dieses große Spiel. Er sitzt hier, in seiner Kommandozentrale, und zieht die Fäden, hat den Überblick über alle Folgen, all ihre lächerlichen, kleinen Reaktionen. Er hat sie in der Hand. Ein Lächeln. Angeblich sollen sich dabei die meisten Muskeln im Gesicht entspannen. So ganz glaubt er das nicht. Ihm tun dann immer die Mundwinkel weh. Aber es legt die Gegner lahm, überzeugt sie von seiner Harmlosigkeit. Ein winziger Trick. Immer wieder wundert er sich, wie die meisten Menschen selbst auf so was Einfaches reinfallen. Selten lächelt er einfach so, weil ihm danach zumute ist. Nur gerade eben. Da ist es ihm passiert. Alles ist vorbereitet und perfekt, er muss nur noch auf *Enter* drücken. Er weiß selbst nicht, warum er zögert. Vermutlich, weil die-

ser Moment nach mehr verlangt, irgendetwas Feierlichem. Alkohol. Dabei trinkt er nie. Trinken ist was für Schwächlinge, Leute, bei denen es sowieso egal ist, ob sie die Kapazität ihres Hirns nutzen oder nicht, weil nicht besonders viel da ist. Normalerweise sind ihm seine Eltern ziemlich gleichgültig, genauso wie er ihnen. Der Unterschied ist nur, dass sie nicht wissen, dass er das weiß. Dass sie ihm weiterhin eifrig Karten zu seinem Geburtstag überreichen mit albernen Sprüchen über ihre angebliche Liebe. Dabei sind sie sich nur selbst wichtig. Aber wenn die beiden zu trinken anfangen, werden sie peinlich. Dann kann er nicht anders als auf sie herunterschauen. Nicht dass sie Alkoholiker wären oder betrunken in Ecken hängen würden wie manche seiner Klassenkameraden. Sie werden dann nur laut und seine Mutter kichert, als sei sie noch ein Mädchen. Das ist dann genauso lächerlich wie ihre Antifaltencreme, ihre Pilates-Sucht und die Klamotten von angesagten Teenie-Labels, in die sie ihren Po quetscht. Man sieht abends, wenn das Make-up um die Augenwinkel zu bröckeln anfängt, sowieso, dass sie über vierzig ist. Oder sein Vater, der jungen Mädchen auf den Busen starrt und glaubt, sie würden was anderes in ihm sehen als einen alten Sack, der tausend Kilometer für ein Open-Air-Festival fährt und dann natürlich in einem Hotel übernachtet, weil ihm der Zeltplatz zu schmutzig ist und außer-

dem zu voll. Trotzdem – ein Schluck Alkohol macht ihn nicht zu seinen Eltern. Er wird irgendwas ganz Wertvolles wählen, es in ein Glas gießen und sich selbst zuprosten.

Weil er sich nicht auskennt, hat er den Rum genommen, der ganz oben im Schrank steht. Allein auf einem Regal. Er bedeckt gerade mal den Boden seines Glases, goldbraun, dünnflüssig. Dazu hat er sich einen schottischen Butterkeks geholt. Irgendwie passt das zusammen. Niemand begegnet ihm auf dem Flur. Er ist allein mit seinem Schlafrhythmus. Die Uhrzeit, nach der sie hier leben, ist ihm egal. Die virtuelle Welt, die längst zu seiner wahren Heimat geworden ist, kennt solche Unterscheidungen nicht. Sie ist immer aktiv, immer da.

Der Bildschirm ist schwarz geworden. Er streicht kurz über die Maus, betrachtet noch einmal seine Arbeit. Wieder merkt er, dass er lächelt. Er setzt sich hin, hebt das Glas, führt es zum Mund. Der Geruch sticht ihn in der Nase. Auf mich, denkt er. Auf mein Werk. Auf meinen Sieg. Und doch trinkt er nicht. Etwas fehlt. Sie fehlt. Auch wenn sie es nicht weiß, so ist sie doch seine Muse. Er liebt sie, seit dem ersten Mal, als er sie gesehen hat. Ihr Gesicht sieht er vor dem Einschlafen und beim Aufwachen. Leidenschaft. Außer ihm scheint niemand zu wissen, was das ist. Und wie nahe die Liebe doch

beim Hass liegt. Mit der gleichen Leidenschaft, wie er sie liebt, hasst er sie auch. Und das ist allein ihre Schuld.

Er geht zum Schrank, ein Griff und er hat die Bilder in der Hand. Die Bilder, die er unter seiner Unterwäsche verborgen hat. Sie. Unzählige Fotos. Zu allen Jahreszeiten, verschiedene Haarschnitte, verschiedene Gesichtsausdrücke.

Eines liebt er am meisten. Es kommt aus der Zeit, als sie noch unschuldig war, bevor dieses Ekel seine Fingerabdrücke auf ihr hinterlassen hat. Und wer weiß, was noch alles. Er merkt, wie Spucke ihm aus dem Mundwinkel läuft, und wischt sie schnell ab. Sie hat sich einfach so von ihm beschmutzen lassen. Dafür wird sie bezahlen. Dafür und für all das andere auch. Mit dem Daumen streicht er ihr zärtlich über das Gesicht. Sie wird schon noch erkennen. Aber es ist zu spät. Er glaubt nicht, dass er ihr jemals verzeihen kann. Sie hat alles zerstört.

Er nimmt das Glas, sieht ihr in die Augen und trinkt. Mit einem Schluck schüttet er das Zeug hinunter. Es brennt. Brennt sich seinen Weg durch seine Kehle in den Magen. Bald wird er überall brennen. Vielleicht reinigt ihn das auch nur. Reinigen ist das richtige Wort. Das hier ist keine Rache, es ist ein Aufräumen. Eine längst nötige Reinigung. Und er wird diese durchführen. Sein Finger drückt *Enter*.

Teil 1

Pfützen, in denen sich das trübe Licht der Straßenlaternen spiegelt. Lichtblitze. Ich reibe mir die Augen. Meine Wimpern sind nass. Dunkelgraue Wolken auf heller grauem Himmel. Blubbern in meinem Magen. Ich muss aufstoßen. Es riecht eklig. Zum Glück scheint niemand in der Nähe zu sein. Nur in der Ferne grollt der Donner, Äste zappeln im Wind werfen mir Blätter entgegen. Alles schwankt ein wenig.

Plötzlich muss ich kichern. Wenn Clara mich nun sehen könnte, würde sie mich vielleicht nicht einmal erkennen. Die Frage ist nur, ob ich mich selbst noch erkenne. Ich bin eine andere geworden, weil Clara weg ist. Zumindest rede ich mir das ein. Vielleicht ist es aber auch einfach so passiert. Menschen verändern sich nun mal. Meine Eltern haben sich gefreut, weil sie dachten, ich würde nun endlich »normal« werden. Wenn sich normal so anfühlt, dann ist die Normalität ein Traum, das Gefühl, ständig nur halb wach zu sein, und nicht mehr selbst zu bestimmen, wohin das Leben läuft.

Aber wenn ich ehrlich bin, würde ich am liebsten möglichst schnell aufwachen und wieder mit Clara

nachts durch die Straßen streifen. Clara macht irgendeinen ihrer gewagten Versuche und ich ein Foto. Das sind unsere Rollen. Sie ist die Abenteurerin und ich diejenige, die alles dokumentiert, eine Art Beobachterin.

Blümchenschuhe baumeln von einem Baum, balancieren über einen Dachfirst, laufen ins eiskalte Wasser des nächtlichen Bodensees, umspült von einem toten Fisch ... Mein erstes Fotokunstprojekt. Ein Hit bei meinem Kunstlehrer. Jetzt irgendwo ganz unten in meiner Kommode. Julia findet es eklig und David will sicher keine Freundin, die so seltsame Projekte macht. Wobei es ja nun, wo es aus ist zwischen uns, egal ist, was David will.

Ob Mario mich deshalb auch komisch finden würde? Mario findet, was ich finde. Aber genau das ist das Problem. Ich habe vergessen, was ich finde. Oder es nie gewusst.

Etwas feuchtkaltes trifft mich im Gesicht. Ich fange es automatisch auf und wundere mich selbst, wie schnell ich noch reagieren kann. Nach vier Cola-Rum oder sogar fünf.

Julia sagt, dass ich mal langsam aufhören soll, Cola-Rum zu trinken.

Ich lasse sie reden. Das Einzige, was ich will, ist, dass David seine Hand von Julias Hintern nimmt. Aber das kann ich nicht sagen. Eifersüchtig sind nur Verliererinnen.

Ich lächle Julia an und bemerke erst in diesem Moment, wie bitter das Fruchtstück in meinem Mund schmeckt, keine Ahnung, um was für eine Frucht es sich handelt. Vielleicht ist das aber auch egal. So egal wie alles.

Noch einen großen Schluck nehmen. Alles runterspülen. Plötzlich ist Davids verschwommenes Gesicht dicht vor mir, er greift nach meinem Glas und erwischt stattdessen meine Hand.

»Sofie«, sagt er leise, ernst. »Du hast genug.«

Ich könnte lachen über sein erwachsenes Getue. Das so falsch ist wie die braunen Haare meiner Mutter. Aber seine Hand ist warm. Und sie tut gut. Oder ist es meine Erinnerung, die guttut?

Ich mache meine Hand frei, entreiße ihm das Glas. Es schwappt über. Ein wenig Cola-Rum tropft auf den Boden. Egal.

Plötzlich kommt mir alles lächerlich vor. Das Wir-sind-alle-fröhlich-und-machen-Party-Getue, Davids und Julias Geknutsche. Die zuckenden Tanzenden. Ich gehöre nicht dazu. Und eigentlich habe ich das nie.

Ich bin Sofie, die Künstlerin. Noch immer. Tief drin. Schon als Kind habe ich am liebsten gemalt, kleine Welten aus Karton gebaut. Und niemand kann mir das nehmen.

Rascheln im Gebüsch. Irgendwas, das wie Schritte klingt. Ein Schatten an der Hauswand. Ich merke, wie ich erstarre, schneller gehe. Vielleicht hätte ich

doch nicht allein gehen sollen. Außerdem habe ich meine Jacke vergessen ...

Ich drehe mich um. Nichts mehr zu sehen. Nichts zu hören. Nur mein eigener Herzschlag.

Auf der Hauptstraße fühle ich mich sicherer. Autos, Scheinwerfer spiegeln sich in Pfützen. Ein Tropfen fällt von einer Hecke mitten auf meinen Kopf. In der Ferne bellt ein Hund.

»Ich gehe dann mal«, sage ich.

»Warte noch einen Moment, dann kann dich Marie mitnehmen.« Julias besorgter Blick.

»Braucht's nicht.«

»Komm, du glaubst doch nicht im Ernst, wir würden dich so nach Hause gehen lassen?« Davids hochgezogene Augenbrauen.

Ich grinse ihn an. Dann hebe ich langsam den Zeigefinger, tippe ihm damit an die Nase. Er zuckt zurück.

»Keine Chance«, Julia hält meinen Arm fest. »Du bist so zu. Da könnte alles Mögliche passieren.«

Ich dachte, wenn man richtig betrunken ist, weiß man nicht mehr, was man tut. Ich weiß das sehr wohl. Es ist eher so, als würde ich nun Dinge tun, ohne vorher hundertmal nachzudenken, wie andere das finden. Eigentlich genau so, wie Clara immer lebt.

Trotzdem weiß ich, dass ich keine Chance habe. Dass Julia mich niemals allein nach Hause laufen lassen wird. Und vielleicht wird es gerade deshalb plötzlich so wichtig.

»Ich muss mal«, murme ich.

»Keine Tricks«, Julia lässt meinen Arm nicht los. »Sei vernünftig.«

Keine Ahnung, wie sie auf die Idee kommt. Seit ich mit ihr befreundet bin, bin ich immer vernünftig. Vernunft ist sozusagen mein Nachname. Sofie Vernunft. Komischerweise finde ich das plötzlich zum Kichern.

»Ehrlich.« Ich kneife die Beine zusammen. »Wäre doch peinlich, wenn ich auf den Teppich ...«

Sie sieht geschockt aus.

David starrt mich mit offenem Mund an.

»Na dann bis gleich.« Ich gehe in Richtung Flur, merke, dass ich grinse.

Die Nachtluft ist kalt. Es riecht nach Regen, nach frisch geduschter Welt. Ich trete hinaus aus ihrer Welt, laufe den Weg durch den Vorgarten entlang. Lauter schnurgerade Blumenbeete. Am liebsten würde ich ein paar umknicken. Aber schließlich sind es Blumen. Sie wachsen einfach. Militärisch gerade oder kunterbunt, das ist ihnen egal. Ich atme tief durch, als ich durch das Gartentor bin.

Es fängt wieder an zu regnen. Dicke Tropfen platschen in Pfützen, machen kleine Kreise. Einen Moment lang fühle ich mich ganz wach, so als wäre das halbe Jahr nicht geschehen. Als läge nichts zwischen derjenigen, die ich war, bevor Clara fortging, und derjenigen, die ich heute bin. Als hätte es all die Treffen mit Julia nie gegeben, als wäre ich nicht

plötzlich aufgestiegen in der Hierarchie unserer Schule. Oder eine andere geworden.

Es ist ja nicht so, als hätte uns niemand bemerkt, Clara und mich. Wir waren »die anderen«, die, die nicht wirklich dazugehören, aus der Ferne betrachtet. Aber auch nicht diejenigen, über die alle lästern. Bunte Tupfen im Modeallerlei. Einen Moment lang vergesse ich, dass ich meine bunten Chucks mit den verschiedenfarbigen Schnürsenkeln eingetauscht habe gegen neue, dass ich zwei gleiche Socken trage, einen Moment lang bin ich wieder die Künstler-Sofie. Am liebsten würde ich die Arme ausstrecken. Einen Regentanz machen. So wie Clara und ich früher.

Wir sind sieben oder acht Jahre alt. Tatjana, das Hausmädchen, hat mir eine Matratze gerichtet, dicht neben Claras Bett. Wir haben bereits unsere Nachthemden an. Ich bewundere das von Clara. Es ist weiß mit Spitze unten dran, sieht aus wie ein Prinzessinnenkleid, finde ich. Clara lacht. Tatjana hat es ihr aus ihrer Heimat mitgebracht. Ich schäme mich ein wenig für mein normales Hemd mit den rosa Bärchen drauf. Clara meint, ich könne doch Tatjana fragen, ob sie mir nächstes Mal, wenn sie nach Hause fährt, nicht auch eines mitbringen könnte. Ich weiß jetzt schon, dass meine Eltern und meine Schwester Maren mich dann auslachen werden.

Während es draußen donnert und Blitze die alten Bäu-

me im Garten gespenstisch zum Leuchten bringen, üben wir Salto von ihrem Bett auf die Matratze. Irgendwann bleiben wir lachend halb auf dem Boden liegen. Claras Wimpern leuchten hell, ihre Augen sind zwei dunkle Löcher im Licht des Blitzes. Der Regen setzt ein, trommelt gegen das Fenster. Der Wind ist so laut, dass man ihn durchs geschlossene Fenster hören kann.

Clara nimmt meine Hand, zieht mich auf den Balkon, der an ihr Zimmer angrenzt.

Draußen packt der Wind mein Haar, zerrt daran. Ich fühle mich wie in einem Film, seltsam schwerelos.

Clara beugt sich über die Brüstung. »Regentropfen fangen«, sagt sie und streckt die Zunge heraus.

Ich stelle mich neben sie, spüre die Wärme ihres Körpers neben meinem. Die Zunge dagegen wird kalt im Wind. Regentropfen fange ich keine. Deshalb strecke ich die Hände aus. Warmer Sommerregen prasselt auf meine Hände, läuft an ihnen entlang.

Die Abstände zwischen Blitz und Donner werden länger.

»Komm, wir gehen runter!« Clara deutet auf den Garten. Ich starre sie an. Blitze in ihren Augen, wie immer, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat. Und wie immer ist es ansteckend. Ich kann ihre Ideen noch so verrückt finden, diesem Blick kann ich nicht widerstehen. Und das weiß sie genau.

Kurz darauf hüpfen wir durch den nassen Rasen, die Nachthemden kleben uns an den Beinen fest. Claras

Hemd ist durchsichtig geworden, die roten Herzen auf ihrer Unterhose scheinen durch.

Wir laufen schneller, Richtung See, schlittern über das nasse Gras. Ich versuche mich an ihr zu halten, als ich ausrutsche, und ziehe sie mit mir.

Sie lacht als Erste und wälzt sich im nassen Gras.

Ich stehe auf, nehme Anlauf und schlittere dann.

Wir spielen Schlittschuhlaufen im triefenden Gras.

Irgendwann taucht Tatjana auf, ein Blitz erhellt ihre großen Schneidezähne. Sie lacht und packt Clara rechts und mich links, zieht uns ins Haus.

Dort rubbelt sie uns mit großen, weichen Handtüchern, die nach Blumen riechen, trocken. Es riecht nach heißem Kakao, den sie extra für uns gekocht hat.

Ich breite die Arme aus, drehe mich einmal im Kreis und lande natürlich sofort in einer Pfütze. Mein Schuh ist klatschnass, eisig kalt. Heute macht niemand mehr Kakao für mich, und meinen Eltern begegne ich am besten erst morgen wieder. Ich versuche, den klammen Schürsenkel neu zu binden. Da fällt ein Schatten auf mich. Ich sehe abgewetzte Turnschuhe, weite, schwarze Hosen und einen eben solchen Kapuzenpullover. Vor mir steht ein fremder Junge. Dunkle Augen und Haare, die vorne etwas länger und blondiert sind.

Ich richte mich auf, lasse ihn nicht aus den Augen. Er sieht mich an und hat seltsamerweise etwas